

Offen und öffentlich zur Diskussion gestellt : von der ersten zur zweiten Heim-Misere?

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **48 (1977)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der ersten zur zweiten Heim-Misere?

Von der ersten zur zweiten Heim-Misere? Was hier folgt, sind die Gedankengänge eines gelegentlichen Mitarbeiters, die — von diesem selbst für diskussionsträchtig gehalten — bei den Lesern sowohl zustimmendes als auch gegenteilig-kritisches Echo auslösen könnten. Die Redaktion erhofft Zuschriften, von denen sich erwarten lässt, dass sie dem Meinungsbildungsprozess förderlich sind. Wenn Zuschriften solcher Art jedoch ausbleiben, herrscht weiterhin dumpfes Schweigen . . .

H. B.

«Ich habe mich durch eigene Erfahrung daran gewöhnt, alle Misere dieses Lebens als unbedeutend und vorübergehend zu betrachten und fest an die Zukunft zu glauben.» So schrieb einst der zürcherische Staatsschreiber und Dichter Gottfried Keller, womit er auf den tieferen Sinn einer solchen Erscheinung hinwies: Effektive oder vermeintliche Misere soll und darf nicht zur Resignation führen. Sie muss zur Neubesinnung, Neuorientierung und Ueberprüfung der gegenwärtigen Situation Anstoss geben.

Kleiner Rückblick auf das letzte Jahrzehnt

Vor etwa zehn Jahren begann es in den deutschen Heimen zu «rumoren». Man stellte die Zweckmässigkeit der Heime in Frage. Schlagworte machten die Runde: «Die schlechteste Familie ist besser als das beste Heim.» Mit der üblichen Verspätung wurde auch das schweizerische Heimwesen von der sogenannten «Heimkampagne» herausgefordert und kritisiert. Einzelfälle wurden verallgemeinert und aufgebauscht. Doch die seinerzeitige Aktion hatte auch positive Seiten: Sie führte zur Studenttagung und Grosskundgebung im Gottlieb-Duttweiler-Institut (1. und 2. Dezember 1970; zusammengefasst unter dem Titel «Probleme im Gespräch: Sind unsere Erziehungsanstalten noch zeitgemäss?»), an der *Gerhard Schaffner* vielbeachtete elf Thesen bzw. Reformvorschläge zur Diskussion vorlegte. Als Fazit der Tagung fasste Dr. H. Bollinger (im VSA-Fachblatt) zusammen: «Vieles kritisiert, viele verletzt, nichts erreicht. Man kann weder den Verwahrlosten, von der Gesellschaft Ausgestossenen heilen noch den Jugendstraf- und Massnahmenvollzug reformieren allein dadurch, dass sich der Reformier die Optik des Dissozialen zur eigenen macht. Es geht doch um (realisierbare) Reformen, nicht ums Anklagen und Rechthaben.»

Positiv zu vermerken war, dass nicht nur an dieser Tagung ein grosses Bedürfnis zu Gedankenaustausch

bestand, sondern ganz allgemein sich die Bereitschaft offenbarte, Probleme zu bejahen, zu diskutieren, zu vertiefen und zu verwesentlichen. Die anfänglich eher nur abreisenden, verletzenden Vorwürfe führten zu vielseitigem Bemühen um neue, fortschrittliche und pädagogisch wertvolle, verantwortbare Reformversuche. Wieder einmal wurden wir daran erinnert, dass die Welt- und Menschheitsgeschichte in Wellen verläuft. Schon vor über 4000 Jahren soll ein ägyptischer Priester resigniert festgestellt haben: «Mit unserer Welt ist es in den letzten Jahren bergab gegangen. Die Kinder hören nicht auf ihre Eltern. Das Ende der Welt ist nahe.»

Trotz dieser pessimistischen Voraussage lebte die Welt auch zur Zeit Sokrates noch, und er schrieb vor 2000 Jahren: «Unsere Jugend liebt den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, missachtet die Obrigkeit und hat keinen Respekt vor dem Alter. Die Kinder von heute sind Tyrannen. Sie widersprechen ihren Eltern, sie schwatzen in Gegenwart anderer und ärgern ihre Lehrer.» Auch heute leben wir wieder in einem solchen Wellental. Die allgemeine Verunsicherung ist gross, und die 1970 anvisierten realisierbaren Heimreformen haben noch nicht überall zur Beruhigung und zur allgemeinen Anerkennung geführt. Im Gegenteil! Die Reform-«Freudigkeit» ist auf dem Wege und im Begriffe, das Mass und die Mitte zu verlieren. (Vielleicht vermag die gegenwärtige Rezessionszeit Beruhigung und Besinnung auf das Wesentliche zu bewirken.)

I. Aufgabe und Sinn des Heimes

Alfred Adler sagte einmal: «Wir brauchen keine Strafanstalten, wir brauchen *Ermutigungsanstalten!*»

Menschen, die in eine Anstalt, in ein Heim eingewiesen werden, sind gekennzeichnet und geprägt durch eine tiefe Entmutigung. Irgendwie und irgendwo können sie sich nicht selbständig in der Gesellschaft entwickeln. Sie brauchen Halt; sie benötigen den Halt, der während ihrer Entwicklung nie genügend aufgebaut wurde. Deshalb kommen sie ins Heim als Haltlose, als Verwahrloste, als Verunsicherte, als Verirrte, als Fehlgeleitete, als von den nächsten Mitmenschen im Stich gelassene Partner. Genügend Grund zu tiefster Entmutigung!

Im Heim sollen die anvertrauten Menschen wieder zu mutigen Menschen gefördert werden. P. Moor würde sagen: Hier im Heim soll das Fehlende ent-

wickelt werden. Heimeinweisung ist also kein Akt der Strafmassnahme oder der Demütigung; im Heim soll mittels heilpädagogischen Einsichten und Therapien die individuelle Persönlichkeit des Schützlings gestärkt, ergänzt oder neu aufgebaut werden. In der Welt von heute, in der die Technik und die gegenseitige Entfremdung überhandnimmt, ist die Gefahr des Persönlichkeitszerfalls sehr gross. Das demonstrieren die Jahre des unaufhaltsamen übermässigen Wohlstandsaufschwunges zur Genüge: Die Zahlen der Verbrechen und Verwahrlosungen stiegen rapid!

Das Gefühl des Verloren- und Ausgeliefertseins ruft jedoch sofort energisch nach Kompensation: ein immenses Bedürfnis nach zwischenmenschlichem Getragensein entsteht. In der Großstadt entstehen viele kleinere Gemeinschaften. In der Grossfabrik herrscht ein Drang nach Human-Relation. Der hohe Lebensstandard befriedigt nicht voll, und Lebensqualität wird gesucht.

Das Heim soll den anvertrauten Menschen also die verloren gegangenen Gefühle des Lebensmutes und der Geborgenheit neu schenken. Dies bedeutet Aufbau des inneren Haltes, der die notwendige Voraussetzung ist für ein erfülltes Leben.

«Das Heim ist demnach nicht Alternative zur Familie, sondern Massnahme, um das Kind wieder familien- und gemeinschaftsfähig zu machen», schreibt Frau Stadtrat *Dr. E. Lieberherr* in der «Konzeption für die Kinder- und Jugendheime des Sozialamtes». Das Heim kann deshalb auch nie mit der Familie oder Familienerziehung verglichen werden, um so höher sind die Ansprüche an die Heimerziehung! Die Familie ist eine organisch gewachsene Gemeinschaft, eine auf Dauer angelegte, meist von allseitig gutem Willen getragene Lebens- und Schicksalsgemeinschaft — demgegenüber ist das Heim eine meist unfreiwillig und widerwillig gewählte Aufenthaltsstätte auf Zeit, wo die Gemeinschaft erst aufgebaut werden muss, und zwar mit Menschen, die hierzu viel Unvermögen und Versagen mitbringen.

Solchen Menschen, gerade wie sie jetzt sind, mit all ihren Fehlern und Untugenden, Heim und Geborgenheit, ja sogar Liebe zu bieten, ist eine unheimlich schwere Aufgabe. Und viele Heime und Heimmitarbeiter leiden denn auch unter ständiger Ueberforderung.

1. Frage der Standortbestimmung:

Hat das Heim seine spezifische Aufgabe (innerhalb einer verantwortbaren Spezialisierung der Heime) erfasst und besteht ein Leitbild, das allen Mitarbeitern den «roten Faden» für ihr Handeln ergibt?

2. Frage der Standortbestimmung:

Wie begegnen wir der dauernden Ueberforderung? Tun wir etwas dagegen, oder resignieren wir, oder gebrauchen wir sie als Ausrede?

II. Die Menschen in den Heimen

Im Heim haben Menschen (die Mitarbeiter des Heimes) die Aufgabe, Menschen (den Schützlingen des Heimes) ein Heim, ein Daheim, Geborgenheit, Mut, Ermutigung und Lebenshilfe zu gewähren. So einfach dieses «Pflichtenheft» sich anhören lässt, so schwierig ist dessen Verwirklichung; denn zwischenmenschliche Aktionen beinhalten die vielseitigsten Probleme.

Die Schützlinge im Heim

Wieso sind sie im Heim? Einerseits sind viele dieser Menschen anlagemässig beeinträchtigt, andererseits leiden sie an umweltbedingten seelischen Fehlentwicklungen — bei vielen trifft beides zu, je nachdem ist die eine oder andere Komponente stärker ausgeprägt, dominanter. Mögliche Einweisungsgründe sind: Beziehungsstörungen, Lernstörungen, Arbeitsunlust, Passivität, Depression, Labilität, Zerstörungslust, Aggressionen, Triebhaftigkeit, Hemmungslosigkeit, Suchtgefährdung, Kriminalität, psychische und/oder physische Invalidität, usw. Daraus wird ersichtlich, dass jeder Schützling ein Problem für sich ist, dem weder ein alle «Fälle» umfassendes Einheitsheim, noch ein sehr spezialisiertes Heim voll gerecht werden kann. Wesentlicher ist der verständige, sich engagierende Partner. Die Qualität (oder der Erfolg) des Heimes hängt von der Qualität des Erziehers ab. Die Heimkampagne und die Rezession (sowie der ständige Ausbau der ambulanten Hilfen) haben es mit sich gebracht, dass weniger, dafür um so problembeladene Menschen in Heime eingewiesen werden. Die Anforderungen an die Heimmitarbeiter, an ihre Belastbarkeit und Tragfähigkeit, sind enorm gestiegen.

Die Heimmitarbeiter

Das Heim ist eine auf Zeit organisierte Gemeinschaft, deren meisten Glieder jedoch oft unfreiwillig an ihrem Aufbau mithelfen.

Um so grösser muss des Mitarbeiters ideelles Engagement, sein erzieherisches Talent, sein gründliches pädagogisch-psychologisches Wissen und Können und seine psychische und physische Belastbarkeit sein. Schaffner hat seinerzeit in der Resolution gefordert: «Wir brauchen mehr fachlich qualifiziertes Personal als uns heute in der Regel bewilligt ist. Wir brauchen Mitarbeiter mit den verschiedensten Spezialausbildungen, die aber zu interdisziplinärer Zusammenarbeit fähig sind, und wir brauchen risikofreudige Mitarbeiter, die bereit sind, einmal angefangene Experimente auch zu Ende zu führen.»

Heute — so will uns scheinen — haben diese Punkte, respektive deren weitgehende Erfüllung, dazu geführt, dass Heimsachverständige vor einer zweiten Heim-Misere warnen. Wir haben heute gut, ja oft sehr gut ausgebildete Sozialarbeiter mit einem um-

fassenden theoretischen Wissen. Wir haben heute Mitarbeiter mit den verschiedensten Spezialausbildungen: Therapeuten aller Richtungen, Logopäden, Legastheniefachleute, Aerzte, Psychiater, Psychologen, Heilpädagogen, Fach- und Schullehrkräfte aller Arten. Früher, noch vor zwanzig Jahren!, bemühten sich vielleicht zwei, drei Mitarbeiter um eine 20köpfige Schützlingsschar — heute gibt es Verhältniszahlen von 8 Schützlingen und 3,5 Erzieher und 1,5 Hilfskräfte!

War früher der Erzieher oder die Gehilfin oder der Heimleiter *die* Konstante im Heimleben, so ist heute der stete Wechsel der Bezugspersonen das Merkmal. Wurde früher der Heimmitarbeiter überfordert durch seine vielen ihm allein anvertrauten Schützlinge, so sind es heute diese, die durch den ständigen Einsatz von «Spezialisten» überbehütet, überanstrengt, überlastet und überfordert sind. Das führt zu Auflehnung, Ablehnung, Rebellion, aber auch zu Haltlosigkeit und weiterer, institutionalisierter Verwahrlosung durch immerwährende Verunsicherung.

Heimschützlinge und Heimmitarbeiter treffen sich an diesem Punkte: Um einen optimalen Erfolg zu erreichen, braucht es konstante Beziehungen. Oftmaliger Wechsel der Bezugspersonen muss vermieden werden. Jede zusätzliche, unnötige Situationsveränderung verunsichert die Kontaktbereitschaft und die Bindungsfähigkeit. Der Aufbau von Halt, Geborgenheit und Vertrauen ist erschwert, oft verunmöglicht. Der Heimschützling leidet ganz sicher unter dieser Situation. Der Heimmitarbeiter? Durch seine intensivierte Ausbildung ist ein Standesbewusstsein erwacht, das schwankt zwischen den arbeitsrechtlichen Bedingungen (Arbeitszeit, Arbeitsplatz, Arbeitsintensität, Spezialisierung) und dem zwischenmenschlichen Engagement, das eigentlich keine arbeitsrechtlichen Vorbehalte kennen möchte. Konkret heisst dies im praktischen Alltag: Der Heimmitarbeiter weiss theoretisch, dass er für den Halt seiner Schützlinge verantwortlich ist und sich nicht einfach zum Beispiel um 18 Uhr abmelden und ins Privatleben zurückziehen kann, weil dann seine «Arbeitszeit» erfüllt ist. Er ist dadurch ebenso beunruhigt, verunsichert und unbefriedigt wie seine Schützlinge.

Das Dilemma der Arbeitsteilung könnte zur zweiten Heim-Misere führen. Der erfahrene Münchner Waisenhausleiter, A. Mehringer, stellt fest: «Auf einer meiner letzten Rundreisen entdeckte ich zu meiner grossen Ueberraschung in einem relativ kleinen Kinderheim in der BRD: die Stechuhr für den Arbeitsinsatz auch der Erzieher. Der Träger des Heims ist ein grosser kirchlicher Verband. Die Heimleiterin sagte, dass ‚sie und ihre Mitarbeiter über die Einführung nicht glücklich‘ seien. Der Erzieher lässt die Kinder stehen und muss stempeln. Der menschliche Kontakt auch zwischen den Mitarbeitern ist nicht mehr da.»

Das neu entwickelte Standesbewusstseinsdenken und die daraus hervorgehenden arbeitsrechtlichen und gewerkschaftlichen Forderungen führen zu dieser das zwischenmenschliche Engagement gefährdenden

Fehlentwicklung. «Die Verteidiger der Stechuhr behaupten, diese Massnahme sei eine notwendige Folge: Was früher Idealismus genannt wurde, sei bei den jungen Menschen heute nicht mehr oder nur noch ganz ausnahmsweise vorhanden.» Ähnliches hat der langjährige Leiter des Kinderdorfs in Trogen, Arthur Bill, erfahren und wie folgt formuliert:

«Bei uns hat in den Nachkriegsjahren das Erlebnis der Not Gemeinschaftsdenken bewirkt und Impulse vermittelt. Unsere jungen Mitarbeiter kennen heute diese Erfahrungen nicht mehr aus eigener Anschauung. Die meisten Europäer sind von Vorstellungen geprägt, die unsere immer anspruchsvoller werdende Konsumgesellschaft bei ihnen geweckt hat. Dienende Aufgaben mit hohen Präsenzverpflichtungen entsprechen in der Regel nicht mehr dem Wunschbild jüngerer Zeitgenossen.»

Die fortschreitende Technisierung und Entmenschlichung haben jedoch in vielen jungen Menschen die Sehnsucht nach einer «menschlichen» Arbeit entstehen lassen, und «ich behaupte, dass es heute wieder genügend junge Menschen gibt, die Heimerziehung so tun wollen, wie es dem Wesen dieser Aufgabe entspricht. An diese müssen wir uns halten — um der Heimkinder willen, die wehrlos sind, die keine Gewerkschaft haben. Wir finden sie, wenn wir die der Aufgabe entsprechenden Forderungen stellen.»

Stechuhr, als extremstes Beispiel arbeitsrechtlicher Bedingungen, ist ebenso unpädagogisch und deshalb inopportun für die Heimarbeit wie zu einschränkende Arbeitszeiten. Betreuung von Menschen braucht Zeit — und nur wer hier Zeit «zum Verlieren» hat, gewinnt schlussendlich wirklich Zeit! Pädagogisches Tun gründet auf Vertrauen. Arbeitszeitplan und Stechuhr widersprechen dieser Einsicht und beeinträchtigen die menschliche Beziehung zum Schützling. «Es gilt heute, zwischen den Extremen — dem völligen Aufgehen in dieser Arbeit auf der einen Seite, dem ‚pädagogischen Fabrikarbeiter‘ auf der anderen Seite — eine gute Mitte zu finden.»

3. Frage der Standortbestimmung:

Haben die uns anvertrauten Menschen konstante Bezugspersonen, um Vertrauen und Geborgenheit zu finden, oder werden sie durch unseren Ueberifer und unser Ueberangebot an Spezialbetreuungen verunsichert?

4. Frage der Standortbestimmung:

Wie erreichen wir optimale arbeitsrechtliche Bedingungen ohne Beeinträchtigung der zwischenmenschlichen Beziehungen?

Wenn wir wesentlich ausführlicher über die Probleme der Heimmitarbeiter berichteten, so ist dies nicht paradox, denn wenn diese Fragen verantwortungsvoll gelöst werden, wird auch die beste Voraussetzung hergestellt sein, um tragfähige Partnerbeziehungen aufzubauen.

III. Das Heim innerhalb der Gesellschaft

Das Heim ist keine Inselwelt! Das Heim braucht die Umwelt, muss innerhalb der Gesellschaft leben. Die Schützlinge und die Mitarbeiter eines Heimes sind zugleich auch Mitmenschen einer noch grösseren Gemeinschaft. Die Wechselbeziehungen müssen spielen, ansonst verkümmern die Menschen in den Heimen, ansonst verlieren sie die Möglichkeiten der Wiedereingliederung, und alle Bemühungen um eine Resozialisierung sind wertlos. — die Heime brauchen aber auch die Unterstützung der Umwelt und insbesondere das Verständnis der Öffentlichkeit, der Behörden, der Massenmedien, der Forscher. Die Heime sind auf das Wohlwollen der Gesellschaft angewiesen: «Ja — und wie! Die Vorurteile gegen die Heime im ganzen sind nur teilweise abgebaut. Neue kamen hinzu — und man muss fürchten, dass in Unkenntnis der wirklichen Vorgänge einige Vorurteile immer bleiben werden; denn auf der Suche nach einem Sündenbock für das Scheitern von Menschen erweist sich das Heim immer wieder als willkommener Fund. Und das einzelne Heim, das sich bemüht, für seine Schützlinge da zu sein, steht heute wieder vor anderen Schwierigkeiten. Es sieht sich unvermittelt von neuen Feinden umgeben; es braucht Freunde.» (A. Mehringer in «Heimkinder»)

Das Heimwesen braucht viele «Freunde», um den alten Vorurteilen zu begegnen. Es braucht die Unterstützung der Massenmedien, die allein die Heimwirklichkeit aufzeigen und dadurch für eine positive Stimmung für Menschen in Heimen sorgen können. Das Heimwesen braucht aber auch positiv eingestellte Menschen, die mithelfen, Sorgen zu tragen, Wochenend-Besuche zu ermöglichen und die Kontakte zwischen Heim und Öffentlichkeit zu fördern. Das Heimwesen braucht aber insbesondere auch das Interesse und die Unterstützung der wissenschaftlichen Forschung. «Dazu gehört die Schaffung von Lehrstühlen für Sozialpädagogik. Es gehört dazu eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, unter anderem der Psychologie, Sozialpädagogik, Soziologie, Jugendpsychiatrie und Psychotherapie. Schliesslich gehört dazu eine engere Zusammenarbeit zwischen den Fachschulen für Sozialpädagogen bzw. Erzieher einerseits und den Hochschulinstituten benachbarter Disziplinen andererseits.» (G. Schaffner)

Die Heime können aber nicht eine positive Haltung und Mitarbeit der Öffentlichkeit erwarten, bevor sie nicht bereit sind, diesen Dialog aufzunehmen, sich als einen Teil der Öffentlichkeit zu bekennen. Sehr selten hört und liest man Heimberichte. Die Heime sollten von ihrem Leben, ihren Sorgen und Erfolgen berichten. Offene Türen und freimütige Diskussionen wirken aufklärend und räumen viele Schranken und Vorurteile aus dem Wege. «Wir brauchen auf diesem ganzen Gebiet eine Neubesinnung, die von praktischen Konsequenzen gefolgt sein muss, damit

die Öffentlichkeit und die Gesellschaft sich endlich ihrer Verpflichtung zur Mitarbeit auf diesen Gebieten bewusst wird und aktiv tätig werden kann.»

(Dr. med. U. Bork)

5. Frage der Standortbestimmung:

Ist das Heim in der Dorfgemeinschaft integriert? Wie weit wird die Gesellschaft, die zum Teil Ursache oder Veranlassung der Schwierigkeiten ist, in die der Heimschützlinge geraten war, in das Heimleben eingeschlossen als Mithilfe im Resozialisierungsprozess? Wie steht es mit der Öffentlichkeitsarbeit des Heimes?

IV. Viele offene Fragen

Das Leben ist stets ein Wagnis! Leben beinhaltet Dynamik. Leben stellt jeden Menschen fortwährend vor Fragen und Probleme. Heimmenschen und Heimmitarbeiter sind davon nicht ausgenommen! Im Heim werden solche Sorgen gemeinsam diskutiert. Es wird in Partner- oder Gruppenarbeit versucht, tragbare Lösungen zu finden. Sobald der Heimschützling wieder «auf eigenen Beinen» stehen muss, ist sein Halt in der gar nicht immer heilen Welt gefährdet. Hilfe und Beratung nach der Heimentlassung, sogenannte *nachgehende Fürsorge* zur Sicherung des Erziehungserfolges, ist ein dringendes Gebot: «Häufige Besuche am Arbeitsplatz und in der Wohnung des ehemaligen Heimschützlings sind gerade in der ersten Zeit nach der Heimentlassung unumgänglich. Zu ergänzenden Massnahmen der Kontaktpflege gehören auch Einladungen ins Heim.» (Bäuerle/Markmann in «Reform der Heimerziehung».) Zuviele Heime verzichten auf diesen Dienst an ihren Ehemaligen und setzen sie dadurch fahrlässig zuvielen Gefahren aus: Schule und Heim oder Arbeitsplatz und Heim im gleichen Moment zu wechseln, ist eine zu grosse Belastung und Gefährdung.

6. Frage der Standortbestimmung:

Wie werden die Ehemaligen nach ihrem Heimaustritt unterstützt? Spüren und erfahren sie noch etwas von der Sicherheit bietenden Geborgenheit des Heimes?

Nachgehende Fürsorge ist ein Problem — viele andere Fragen drängen nach: Elternberatung? Supervision? Demokratisierung im Heim? Delegieren von Arbeiten und Verantwortungen im Heim? Heilpädagogische Massnahmen im Heim? Theorie und Praxis der Teamarbeit? Interdisziplinäre Zusammenarbeit — gegenseitiges Anerkennen? Heimklima?

Einige der vielen Fragen sind gestellt — wesentlicher wäre jedoch deren ehrliche Beantwortung durch intensive Diskussion und praktische Verwirklichung zugunsten der anvertrauten Menschen. Die Heime sollten nicht auf eine zweite «Heimkampagne» oder zweite Heimmisere warten, sondern mutig versuchen, sich aus dem Bestehenden (und in unseren Heimen ist tatsächlich viel Wertvolles angelegt) ins Neue zu verändern.

Pour dire la vérité, on doit parler; pour mentir, il suffit de se taire.
Saint-John Perse

7. Frage der Standortbestimmung:

Wird im Heim gemeinsam über neue Entwicklungen, aber auch über bestehende Grundsätze ehrlich und offen diskutiert, so dass die anvertrauten Menschen spüren: Hier herrscht Offenheit und Ehrlichkeit im Suchen nach der Verwirklichung von Geborgenheit und Sicherheit?

«Die menschliche Seele hungert am meisten danach, in der Welt etwas zu bedeuten; dieses Verlangen ist stärker als alle Bedürfnisse des Körpers, und der Mensch hört auf, Mensch zu sein, wenn er diesen Hunger der Seele nicht mehr verspürt.» (Alan Paton: *The Long View*)

Deshalb müssen die Heimmitarbeiter lernen, Menschen wirklich zu helfen, «aber sie müssen sich auch selbst jedesmal in Zaum halten, wenn ihre Hilfe den anderen zu sehr beschützt und einengt. ... Aber nicht nur den Menschen in den Heimen müssen wir dazu verhelfen, frei zu werden. Wir selbst, die wir mit ihnen zu tun haben, müssen uns von unserer Furcht und unserem Misstrauen freimachen. Nur dann können wir unser Wissen und Können und unsere Arbeitsweise wirklich dafür einsetzen, um gesunde menschliche Beziehungen zu fördern und gequälte und unglückliche Menschen wieder in die menschliche Gemeinschaft einzugliedern.» (Gisela Konopka in «Heime, Lückenbüsser oder Lebens-Chance?»)

HMB

Resultate einer Umfrage unter 100 Heimen

Die durchschnittlichen Betriebskosten im Altersheim

*Von Oskar Meister, Künzle-Heim, Schaffhausen**

Die Altersheime in der Schweiz widerspiegeln deutlich die föderalistisch strukturierte Demokratie. Sie sind aufgebaut auf den regionalen und lokalen Gepflogenheiten der Bewohner und nehmen auf ihre Lebensgewohnheiten und Lebensauffassungen individuell Rücksicht.

Mit dem vorliegenden Versuch, eine Vergleichsrechnung der Betriebskosten aufzustellen, kann es auf keinen Fall darum gehen, eine Vereinheitlichung oder gar eine Standardisierung der Wohlfahrt unserer betagten Menschen anzustreben. Wenn wir trotzdem das Experiment einer Erhebung durchgeführt haben, so deshalb, weil wir meinen, ein mögliches Ergebnis könnte zur vagen Standortbestimmung und etwaigen Zielrichtung dienen. Vielleicht führt es auch zur Erhellung von Problemen und lässt so die Betriebsführung transparenter erscheinen. Eine Wiederholung in einem späteren Zeitpunkt könnte zudem einen gewissen Trend aufzeigen.

In die Befragung wurden alte und neue, grosse und kleine Heime einbezogen. Ebenfalls hinsichtlich Pflege und Betreuung sowie der unterschiedlichen Herkunft von Stadt und Land, wurde Rücksicht genommen.

* Die Erhebung ist nur dank der Mithilfe zahlreicher Heimverwaltungen zustande gekommen. Für ihre spontane Bereitschaft, an dem Versuch mitzuwirken, möchten wir allen Beteiligten an dieser Stelle herzlich danken. Wenn die Zahlen Anlass zu Diskussionen und neuen Impulsen geben, haben sie ihren Zweck erfüllt.

Die Verschiedenartigkeit der Angaben machte eine grobe Gruppierung nötig. Absichtlich wurden nicht Heime bestimmter Regionen zusammengefasst; die Unterteilung erfolgte nach Grösse und Pflegeintensität. Die bereits erwähnte Problematik eines Kostenvergleichs wird allerdings auch durch die kleinere Vergleichseinheit nicht aufgehoben. So zum Beispiel wurde keine Wertung der Dienstleistungen vorgenommen, oder eine etwaige Mitarbeit der Bewohner berücksichtigt. Eine solche Differenzierung vorzunehmen, wird immer sehr schwierig sein, werden doch die einzelnen Fakten betriebskostenmässig gar nicht, oder nur sehr ungenau erfasst. Ueberhaupt lassen die Angaben erkennen, dass in der Betriebskostenermittlung grosse Lücken und Unklarheiten bestehen; der Begriff Verpflegungstag zum Beispiel ist noch lange nicht allen Heimleitern geläufig.

Die dazugehörige Tabelle findet der Leser auf S. 189.

Gruppe A

Altersheime bis 50 Betten, bis 20 Prozent Pflegebedürftige

- In dieser Gruppe handelt es sich bis zu 85 Prozent um Heime, die vor dem Jahre 1965 erstellt wurden.
- Nur 24 Prozent der Pensionärzimmer verfügen über ein eigenes WC.